

man nicht von jedem dasselbe Maß der Loslösung. In seiner Nachahmung der Heiligen macht P. Huber S. J. darauf aufmerksam, daß manche heroische Tugenden, wie große Liebe zu Verdemütigungen, nur solchen möglich sind, die ganz besondere mystische Gaben erhielten. Man fordere daher von Späßen nicht, was nur Adler leisten können; und vor allem suche man nicht von außen, durch gewaltsame Maßnahmen die Loslösung zu erzwingen. Fehlt die innere Einsicht, die Gott nicht immer und nicht auf jeder Stufe gibt, weil er nicht von allen dasselbe verlangt, so nützen alle Gewaltmaßnahmen nicht nur nichts, sondern sie drücken nur nieder. Gott will nicht ernten, wo er nicht gesät hat. Fanatisches Ankämpfen liegt ihm überhaupt fern. Er gibt Sonne und Regen und läßt die Saat sich ihrer Anlage und Aufgabe gemäß friedlich entwickeln. Seine Aszese ist nicht die der düsteren Strenge, des beständigen Bündelschnürens für andere, des Drückens und Einengens, sondern die der Erleuchtung, des freudigen Auflebens und der fruchtbaren Entfaltung. Die Sonne weckt alle guten Keime, erschließt die Knospen; der Nordwind dagegen macht, daß sie sich verschließen, verkümmern und verwelken.

Gesetz und Willkür

Von C. A. Kneller S. J.

Es ist Juli, da steht im Garten ein blühendes Rosenstöckchen und daneben liegt, was auch die größte Höflichkeit nicht anders nennen kann, als — ein Häufchen Unrat. Und vor den beiden macht gerade ein geistlicher Herr auf seinem Umgang Halt; der schaut die schönen Röslein dort oben, den wüsten Schmutz da unten und es kommt ihm der Gedanke: hat nun wirklich Thomas von Kempen recht, wenn er meint, alles Sichtbare sei im Grund ein und dasselbe: „Was willst du außer der Zelle sehen, was du drinnen nicht siehst? Siehe auch hier Himmel und Erde und alle Elemente, aus denen ist ja alles gemacht!“ Ist wirklich Rose und Unrat dasselbe? Aber, so beruhigt er sich schließlich, der alte Aszet weiß doch, was er sagt, denn wenn der Gärtner den Rosenstock zu rechter Entfaltung bringen will, so legt er ihm von dem häßlichsten Schmutz an die Wurzel, der Regen löst ihn auf bis in die Bestandteile, die nicht mehr Schmutz sind, die Wurzeln

saugen sie ein, und nun geschieht etwas Wunderbares: es fährt sozusagen ein neuer Geist in sie hinein, der seine Herrschaft rücksichtslos zum Ausdruck bringt; da wird er in der geheimnisvollen Küche der Zellgewebe zerteilt und gespalten, neu zusammengefügt und gestaltet, umgewandelt und geformt, bis der ehemalige Schmutz zur herrlichen Blüte, zu Farbschmelz und Rosenduft geworden ist. Wie unterscheiden sich also schließlich Rose und Unrat? Durch die Unterwürfigkeit unter ein höheres Gesetz, unter das Gesetz Gottes. Unterworfen unter dies Gesetz formt übelriechender Schmutz sich zur duftenden Rose und diesem höheren Gesetz entzogen, sinkt die Rose wieder zu Fäulnis und Moder herab. So wäre also, das ist der Schluß aus der Rosenbetrachtung, das passendste Wappenbild für die Revolution ein Häufchen Kehrriech mit der Umschrift Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, denn diese schönen Dinge, wie der Umsturz sie versteht, erfreuen sich nirgend anders einer so unumschränkten Herrschaft. Der Gehorsam aber mag für sein Wappenschild die blühende Rose wählen und als Unterschrift dazu den Wappenspruch, den einst im 14. Jahrhundert der Schwarze Prinz von dem gefallenen König Johann von Böhmen übernahm und den noch heute der englische Thronfolger in deutscher Sprache in seinem Wappen führt, das nur scheinbar unfürstliche Wort: Ich dien'.

Was wir so wohl in überscharfer Zuspitzung auseinanderzusetzen, das sagt mit wenig verschiedenen Bildern in einer edeln und schönen Form auch der Heilige Geist im ersten Psalm: Glückselig der Mann, der im Gesetz Gottes betrachtet, er wird sein, wie ein Baum an Wasserbächen, der Gottlose aber ist Staub, den der Wind wegfeht vom Angesicht der Erde.

Auf den ersten Blick eine überraschende Zusammenstellung! Heißt der Gerechte ein guter Baum, so sollte man meinen, das Bild des Gottlosen müsse der schlechte Baum sein, warum also für den Sünder der Vergleich mit dem allerniedrigsten, dem Staub? Sind der Gerechte und der Gottlose etwa nicht beide Menschen, die derselben Ordnung angehören? Allein in den Augen Gottes sind eben seine Freunde in eine höhere, die übernatürliche Ordnung erhoben, die sie der göttlichen Natur teilhaft macht, während nach dem Weltgericht die Verworfenen der eigentliche Kehrriech der Schöpfung sind, weggeworfen und vergessen und gewissermaßen noch unter die rein materielle Schöpfung

heruntergesunken, weil auch ihrer materiellen Existenz nach einzig und allein ausgeschlossen, von der Art Verklärung, die der neuen Erde und dem neuen Himmel (Apoc. 21, 1) nach dem Weltgericht zuteil werden soll.

Auf der andern Seite ist aber doch wieder im Bild des Psalmes die erwartete Gleichheit gewahrt. Denn wie entsteht denn der Baum? Er nimmt seine Nahrung in winzigen Stäubchen ein, durch Oeffnungen in den Wurzeln und Blättern, so klein, daß ein unbewaffnetes Auge sie gar nicht sieht. Aus Stäubchen also baut sich der Baum auf, er ist nichts anderes als eine Zusammentat von Stäubchen; vom ungeordneten Haufen Staub aber unterscheidet er sich eben durch das ordnende Gesetz, das in den Wirrwarr Einheit und Festigkeit gebracht hat; er ist Staub, der im Gehorsam unter das ordnende Gesetz sich zum lebensvollen Gebilde umgestaltete. Deshalb dient denn auch der Baum und die Pflanze überhaupt in der Hl. Schrift so oft als Sinnbild des Gerechten. Sie vergleicht ihn der Palme und der Zeder des Libanon, denn der Baum versinnbildet so schön das edelste Streben des Menschen: heraus aus den Niederungen und der Finsternis der Erde, hinauf, hinauf zu Luft und Licht des Himmelsraumes, freilich nicht ins Unendliche, denn die Bäume können nicht in den Himmel wachsen, aber doch immer höher und höher und nie zufrieden mit dem Erreichten. Treffend wie nichts anderes sinnbildet es ferner der Baum, daß die Kinder Gottes die Frucht der Heiligkeit nur bringen können „in Geduld“ (Lc. 8, 16). Aus Stäubchen setzt der Baum sich zusammen, aber welch ein Riesengebilde entsteht aus den Stäubchen im Lauf der Jahrzehnte! So ist es ja auch sozusagen nur ein Stäubchen, was der Mensch im einzelnen Augenblick, der einzig sein Eigentum ist, Gutes tun kann, oft so unscheinbar und klein, daß man verzweifeln möchte. Aber nur getrost, bei ausdauerndem Streben durch Jahrzehnte hin, kommt etwas zustande, was groß ist selbst in den Augen des unendlichen Gottes (Lc. 1, 15), schön vor ihm wie Palme und Zeder, segensreich für die Menschen auf Jahrhunderte. Denn der hohe und starke Baum, der zum Himmel reicht, behangen mit Früchten zur Speise für alle, Schatten spendend für Tier und Vogel ist in der Vision bei Daniel 4, 8 ff. ein Bild des Wohltuns und der wohlthätigen Herrschaft.

Auf der andern Seite konnte der Psalm kaum schneidender zum Ausdruck bringen, was in Gottes Augen alle Bestrebungen sind, die sich seinem Gesetz entziehen oder entgegenstellen, als durch den Ver-

gleich mit dem Staub auf dem Boden oder mit der Staubwolke, die vom Wind über die Erde getrieben wird, als Schmutz für alles, was sie berührt, als Gift für Lunge und Auge, denen sie Gottes Luft und Licht entzieht. Mag der Staub vom Sturm weit über die höchsten Bäume, von unheimlichen vulkanischen Kräften in die höchsten Luftschichten emporgetrieben werden, er wird dennoch heruntersinken und bald heruntersinken und vergehen. Die ganze überlegene göttliche Ironie des Vergleiches empfindet man erst, wenn man an die Vertreter des gottentfremdeten Geistes denkt, die der Psalmist vor Augen hatte: die Weltreiche von Babylon, Assur, Aegypten. An äußerem Glanz waren sie dem Volk Gottes weit überlegen, und wofür wir heute in unsern Verhältnissen gar kein Beispiel haben, sie verfügten über eine Kultur, die Jahrtausende alt war, seit unvordenklicher Zeit sich auf derselben Höhe gehalten hatte und für die Ewigkeit gegründet schien, wie die Pyramiden Aegyptens oder die Paläste Assurs. Und von all dieser lastenden Pracht sagt dennoch der Psalmist, er wagt es — um menschlich zu reden — zu sagen, sie sei nur Staub. Daß er recht sagte, konnte er zu seiner Zeit noch nicht mit Augen sehen; wir sehen es heute.

Zwei Gedanken legen die Bilder des ersten Psalms nahe. Einmal, daß in Gottes Schöpferwerk der Zweck aller Unterordnung nicht Knechtung ist, sondern Erhebung: sie adelt den Staub zur Pflanze, und wenn man auf die Bedeutung des Bildes sieht, den natürlichen Menschen zu übernatürlicher Gerechtigkeit. Dies Gesetz der Erhebung aber, das ist der weitere Gedanke, geht durch die ganze Schöpfung, vom untersten, dem Staub, bis zum höchsten, der Uebernatur.

Es hat seinen Reiz, diese Gedanken näher zu verfolgen, sich klar zu machen, wie gewöhnlicher Staub, um nicht zu sagen Schmutz, eben durch die Unterwürfigkeit unter höhere Gesetze von Stufe zu Stufe sich erhebt, wie aber jeder neue Aufstieg daran geknüpft ist, daß er in die Bande neuer Gesetze geschlagen wird. Wenn schmutziger Kohlenstaub ein leuchtender Diamant, armseliger Ton ein leuchtender Rubin werden kann, so ist das ein naheliegendes Beispiel; allgemein gesprochen, ist das Höchste, was der leblose Stoff aus sich erreichen kann die Kristallform, dies Bild mathematischer Starre und Gesetzmäßigkeit, das aber doch wieder, eben in seinen mathematischen Verhältnissen, den Abglanz des Geistigen trägt.

Doch verfolgen wir die Sache von den ersten Anfängen an. In seinem Urzustand war unser Planet, nach jetzt allgemeiner und einwandfreier Annahme, ein glühender Gasball, in dem Wasserstoff und Sauerstoff und alle anderen Elemente in regellosem Tanz durcheinandertosen und toben, ein wüstes Chaos von Kräften, die dem Anschein nach nur zum Zerstören gut sind. Wer hätte, wenn er in diesen Höllenschlund hätte hineinblicken können, es für möglich gehalten, daß aus diesem Durcheinander sich das Pflanzenreich hätte bilden können, mit seinem Reichtum von Formen und Farben, von Duft und Süßigkeit, von Heilkräften und nährenden Stoffen? Und doch ist es geschehen, aber wodurch? Der ursprüngliche Gasball ist ein Reich der Selbstherrlichkeit, in dem jedes Atom für sich und unabhängig ist, da es sich in der ungeheuern Gluthitze mit keinem andern vereinigen kann, was dagegen die Farben, Wohlgerüche, Heilkräfte der Pflanze bedingt, sind Verbindungen der Atome untereinander von so verwickeltem Aufbau, daß sie dem forschenden Gelehrten fast unlösbare Rätsel aufgeben, jedem Atom ist da ein Platz angewiesen in Gehorsam unter strenge Gesetze.

Was Ordnung und Unterordnung zu bewirken vermögen, zeigen diese wunderbaren Atomverbindungen noch in anderer Beziehung: sie bauen sich trotz ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit nur aus ganz wenigen Grundstoffen auf. Wirft man eine Pflanze ins Feuer, so steigen im Rauch einige Gase auf und es bleibt etwas Kohle übrig. Die Gelehrten versichern uns auch, daß die ganze Pflanzenwelt Kohlenstoff ist in Verbindung mit nur drei Luftarten, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, nur hie und da mit einer winzigen Zugabe von etwas anderm; die ganze sog. organische Chemie ist nichts anderes als die Chemie des Kohlenstoffes. Und aus so wenig Bausteinen baut der Gehorsam gegen Gottes Gesetz ein ganzes Naturreich auf!

Auf die einfachste Weise wird ferner die Kohle befähigt, den Grundstein des ganzen gewaltigen Baues zu bilden. Während nämlich die Atome anderer Stoffe nur mit einem einzigen andern Atom oder nur mit zwei oder drei andern sich zu verbinden vermögen, besitzt das kleine Kohleteilchen die Fähigkeit, deren vier festzuhalten. Doch darin steht die Kohle andern Stoffen gleich und sogar nach, darin aber übertrifft sie alle andern Stoffe, daß sie die Fähigkeit, vier Atome festzuhalten, sozusagen auszunutzen versteht und dazu ein Streben hat. Denn durch die Vierwertigkeit ist es ermöglicht, daß eine ganze Anzahl von Kohlenatomen in Reih und Glied treten, indem sie sich wie zu einem Reigen mit je zwei von ihren vier Fangarmen festhalten, und daß sie dann doch noch genug Fangarme freihaben, um Atome anderer Stoffe zu binden. So können in fast unbegrenzter Mannigfaltigkeit Reihen, Ringe, ganze Gewebe entstehen, an die wie an ein Gerüst oder Geflecht andere Atome sich angliedern. Auf die denkbar einfachste Weise hat so die göttliche Weisheit die Grundlage geschaffen für die kunstvollen Atombauten, auf denen Farbenschmelz und Wohlgeruch und Heilkraft in den Erzeugnissen der Pflanzenwelt beruht.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß einst der Chemiker all diese Atom-bauten auch künstlich in seinen Tiegeln herstellen wird, sie gehören also noch in das Reich der unbelebten Materie. Aber die Materie bleibt nicht immer toter Stoff. Wenn er nur in die Abhängigkeit eines höheren Prinzips gerät, so kann er über sich selbst hinausgehoben, in der Pflanze und im Tier zum Leben erweckt werden, wahrhaft am Leben teilhaben. Denn nicht die Pflanzenseele allein hat Leben, nicht die Tierseele allein empfindet und nimmt wahr, sondern zugleich und mit ihr auch der be-seelte Stoff. Nicht die Seele allein ist es, die sieht, sondern die be-seelte Netzhaut, nicht die Seele allein empfindet, sondern der beseelte Nerv. So mag also der tote Stoff sozusagen eine Aufweckung von den Toten feiern, aber freilich nur dann, wenn er sich unterordnet, wenn er einer Seele sich unterordnet und von ihr sich bestimmen läßt.

Und noch auf eine höhere Stufe kann das sinnliche an den Stoff ge-bundene Leben erhoben werden, aber wiederum nur um den Preis, daß es im Menschen unter die Leitung des Verstandes und somit in eine neue Abhängigkeit tritt, die es mit einem Abglanz des Vernünftigen ver-klärt. Auch das Tier hat Einbildungskraft. Aber was kann sie, etwa bei einer Kuh sich Höheres vorstellen, als vielleicht einen warmen Stall und einen saftigen Klee! Wie anders beim Menschen! Denke man auf der einen Seite einen wütenden Stier oder Hund, der bei seinem blinden Drauflosrennen und sinnlosen Zerstören doch auch nur von seiner Ein-bildungskraft geleitet wird, und vergegenwärtige man sich auf der an-deren Seite die Schöpfungen der Phantasie in den Tonwerken eines Palestrina, den Bildern eines Raffael, den Dramen eines Shakespeare. Deutlicher kann man kaum sehen, was die Phantasie ausrichtet, wenn sie frei sich selbst überlassen und Herrin ist, und was aus ihr wird, wenn sie als Dienerin dem Verstand sich unterordnet und von ihm ihr Gesetz annimmt.

Was von der Einbildungskraft, das gilt ebenso vom Gefühl und der Empfindung. Im Tier ein Gewicht, das immer mehr in die Niederungen herabzieht, es recht eigentlich zum Tier macht, wird das Gemüt im Men-schen zum Flügel, der ihn zum Höchsten emporträgt. Vom Verstand geleitet und erleuchtet, kann es sich erwärmen und begeistern für rein geistige Schönheit, die Liebe zum Ideal kann zur wahren Leidenschaft werden, die auch die Sinnlichkeit mit sich fortreißt, sogar das Antlitz des Menschen, also Fleisch und Bein und gewöhnlicher Stoff, wie er in

der Nahrung aufgenommen wird, kann zum Ausdruck geistiger Stimmungen und sittlicher Tugenden werden, Strenge und Milde, Demut und Liebe widerspiegeln.

Doch mit alledem ist die oberste Stufe noch immer nicht erreicht, sie wird erst erklommen, wenn das Uebernatürliche hinzukommt. Nicht nur die geistige Seele vermag teilhaft der Natur Gottes zu werden, nicht nur Verstand und Wille werden zu übernatürlicher Tätigkeit befähigt, sondern selbst auf dem Körperlichen kann ein Abglanz der Uebernatur ruhen. Die Träne im Auge des Heiligen, ein Tröpflein gewöhnlichen Wassers also, kann Zeichen und Ausdruck übernatürlicher Liebe oder Reue sein. So hat auch der Hl. Geist selbst sogar Tiergestalten als Sinnbilder des Uebernatürlichen und Göttlichen herangezogen. Taube und Lamm bezeichnen uns den Hl. Geist und Christus den Herrn; Stier, Löwe, Adler dienen zur Versinnlichung geistiger und übernatürlicher Tugenden; die Gleichnisse des Evangeliums bringen in einemfort Uebernatürliches durch Bilder aus den gewöhnlichsten Verhältnissen zur Anschauung. An die Sakramente braucht man nur zu erinnern, das Wasser in der Taufe wird geradezu eine Ursache der inneren Heiligung.

Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
Befruchtend gibt das Wasser Kraft . . .
Wasser gibt mancher Seele Schein,
Es mag kein Engel lichter sein¹.

Die ganze Schöpfung ist eben das eine Reich Gottes, und wie vor Gott nichts Geschöpfliches aus sich groß ist, so ist vor ihm auch nichts Geschöpfliches klein, so weit es aus Gott stammt; er verachtet nichts von dem, was er geschaffen hat.

Als Gott die Welt ins Dasein rief, hat er in deren verschiedenen Ordnungen unzählbare Abbilder seiner unendlichen Vollkommenheiten, sozusagen nach allen Richtungen hin ausgegossen und ausgestreut, sein unendliches Licht gleichsam in einzelnen Strahlen zerteilt, angefangen von den vollkommensten Abbildern, den Engeln, bis zum toten Stoff, der mehr eine bloße Fußspur Gottes ist, als sein Bild. Nun gefällt es ihm, das so Zerteilte und Zertrennte wieder zu sammeln und zu vereinigen, indem er die niedere Ordnung der höhern untertan macht und sie so an der Vollkommenheit der höhern Teil nehmen läßt. Freilich

¹ Wolfram von Eschenbach. Uebersetzt von Simrock, Stuttgart 1857. 702.

aber waltet hier ein Gesetz der Auserwählung, nicht die ganze Masse des Leblosen wird erhoben zur Beseelung, nicht alles Beseelte zur Teilnahme an der Uebernatur.

Von hier aus fällt ein Licht auf die Menschwerdung Gottes in Christus. Der natürliche Mensch ist seiner Erschaffung nach eine Zusan-
mentat, gleichsam ein Auszug aus der ganzen Schöpfung, er vereinigt
alles in sich, Geist und Stoff und das Leben, das dem Tier und der
Pflanze eigen ist, er heißt mit Recht eine „Welt im Kleinen“. Nun wählt
Gott eine aus all den möglichen menschlichen Naturen aus und ver-
einigt sie mit dem Ewigen Sohn, so daß einer der Menschen zugleich
wirklich Gott ist und alle andern, die ihn aufnehmen, zu angenommenen
Kindern Gottes werden, wahrhaft teilhaft der göttlichen Natur. Auch
insofern ist Christus die Spitze und Vollendung des Weltplanes, er ent-
hält alles von Gott angefangen bis zum niedern Stoff. Mit ihm sind
alle Gerechten vereinigt, wie die Glieder des Leibes mit dem Haupt,
in ihm sind sie eingepflanzt, wie die Reben in den Weinstock, aus ihm
kommt alles übernatürliche Leben und alle Heiligkeit, alle müssen ihn
anziehen, mit seinen Tugenden sich bekleiden, um wohlgefällig vor
Gott zu werden, die ganze Kirche ist der fortlebende Christus. In ihm
wird es möglich, was der hl. Bernard sagt², daß der fleischgewordene
Gott nicht nur in unserm Gedächtnis, in unserm Gedanken wohnt, son-
dern bis zu unserer Einbildungskraft herniedergestiegen ist. Der Un-
begreifliche, Unnahbare, Unsichtbare, Unausdenkbare wollte begriffen,
gesehen, gedacht werden. „Und wie das? Nun, wie er liegt in der Krippe,
wie er ruht im Schoß der Jungfrau, wie er am Kreuze hängt, im Tode
erbleicht.“ So kommt das Gesetz der Veredlung durch Unterordnung
durch die Menschwerdung zum großartigsten Ausdruck.

In drei gewaltigen Kreisen umgeben den Thron Gottes drei Ordnungen
von Geschöpfen. Ihm zunächst die Chöre der Engel, die gottähnlichsten
Wesen, „gewaltig an Kraft“ und trotzdem die gehorsamsten Diener
ihres Herrn, die seinen Willen vollziehen, sobald sie nur ein Wort von
ihm hören (Ps. 102, 20). In ihren Reihen sieht man in einer Uebertre-
tung der göttlichen Gebote nichts Gutes, nichts Anlockendes mehr; jede
Versuchung dazu ist deshalb trotz der bleibenden Willensfreiheit aus-

² De aquaeductu n. 10 f. Migne P. L. 183, 443.

geschlossen und in millionenstimmigem Chor tönt es aus ihren unzählbaren Scharen: Groß ist der Herr und allen Lobes würdig und seiner Herrlichkeit ist kein Ende.

Ein Ungehorsam gegen Gottes Gesetz ist ebenso wenig denkbar im äußersten Umkreis der Schöpfung, der vernunftlosen Welt. Alles ist hier geordnet nach Maß und Zahl und unverbrüchlichen Gesetzen, von den rollenden Sonnenbällen des gestirnten Himmels bis zum Würmchen im Staub und darüber hinunter zu den Amöben und Bazillen und noch tiefer hinab in der Welt der Atome, deren Verhältnisse gerade wegen ihrer unfassbaren Kleinheit nicht weniger erstaunlich sind als die unvorstellbaren Entfernungen in der Sternenwelt. Ueberall hier tadellose Ordnung, überall Gesetz, nirgends Uebertretung, alles ein ewiges Loblied auf Weisheit und Macht des Schöpfers.

Nur ein einziger Mißklang tönt in diesen tausendstimmigen Hymnus, er kommt aus dem Zwischenreich zwischen dem reinen Geist und der leblosen Natur, von dem Wesen, das die unterste Grenze der Geistigkeit bildet, denn Gottes Allmacht selbst vermag keinen Geist zu schaffen, der seinem Wesen nach tiefer stände, als jener, der sogar für sein Erkennen an die Mitwirkung des stofflichen Leibes mit seinem animalischen Leben gebunden ist. Die Auflehnung kommt von einem Wesen, das kurzsichtig ist im Erkennen und schwach an Willenskraft wie kein anderer Geist, das ohne Gottes Hilfe beständig untersinkt in der überwiegenden Sinnlichkeit, und obendrein noch auch gegen seinen Willen auf Schritt und Tritt für sein leibliches wie geistiges Leben in Abhängigkeit gehalten wird von der Natur unter ihm und von andern Menschen neben ihm. Aber gerade als ob der Mensch für diese aufgezwungene Abhängigkeit sich rächen wollte, verteidigt er um so eifersüchtiger sein bißchen Selbstherrlichkeit in der einzigen Richtung, die ihm noch bleibt, nach oben hin, gegen das Gesetz Gottes über ihm. „Geronnen ist wie Milch ihr Herz“ heißt es im Psalm (118, 70), wie die Milch sofort zum festen Körper wird, wenn sie mit dem Lab in Berührung kommt, so bäumt der Mensch sofort sich auf, wie das Gesetz ihm entgegentritt. Das Schwerste ist ihm ein Spiel und eine Freude, wenn er es aus eigener Wahl auf sich nimmt, das Leichteste scheint ihm eine unerträgliche Last, wenn er es gegen seine Neigung leisten soll, die bloße Tatsache, daß etwas geboten ist, wird ihm zum Anlaß, den Gehorsam zu versagen.

Aber eben wegen seiner Schwäche ist gerade der Mensch der bevorzugte Liebling der Barmherzigkeit Gottes. Die Allmacht scheint an ihm zeigen zu wollen, wie der Gehorsam gegen ihr Gesetz ein schwaches Wesen aus den Niederungen der Sinnlichkeit zum Höchsten erheben kann. Es ist ein großes Schauspiel vor dem unendlichen Gott, wie sein schwaches Geschöpf aus dem Natürlichen und Sinnlichen aufwärts strebt, wie es dem schwachen Schein seiner Vernunft trotz aller Lockungen folgt, tausendmal niedergeworfen immer wieder aufsteht, die frühere Sünde durch harte Buße wieder gut macht; wie es in nie ermüdendem geduldigen Streben langsam sich immer höher erhebt, bis endlich bevorzugte Seelen schon auf Erden zu einem Leben gelangen, das dem der Engel wenig mehr nachgibt. Des Menschen Aufgabe ist es eben, das mit Bewußtsein zu leisten, was die Pflanze ohne Bewußtsein tut, so ist es angedeutet in den Gleichnissen des Evangeliums vom Samenkorn; mit freiem Willen soll er das Gesetz Gottes umfassen, sich abringen in hartem Kampf, was der Engel mit Freude Gott zu bieten vermag, daran liegt für ihn die Bedingung seiner Erhebung und Veredelung.

Dies Gesetz der Veredelung verlangt aber auch namentlich die Unterwerfung unter andere Menschen. Gleich als hätte Gott diese Forderung von vornherein dem Sein und Wesen des Menschen selber einimpfen wollen, gibt er ihm schon sein Dasein nicht wie dem Engel unmittelbar, sondern durch die Vermittlung von Menschen. Und um Mensch zu werden, der seinem moralischen Sein nach diesen Namen verdient, verweist er ihn wieder an die Belehrung und Erziehung durch andere Menschen, Unerzogen und Ungezogen sind nahe verwandte Begriffe. Und nach der Kindheit bleibt auch der Mann angewiesen auf andere. Die Menschheit ist wie ein großer Ameisenhaufen, durch die gemeinsame Arbeit vieler kommt etwas Großes zusammen, aber was der einzelne dazu beitragen kann, ist nur ein Sandkorn, er lebt auch in geistiger Beziehung von den Schätzen, die durch die früheren Geschlechter zusammengetragen wurden. Das gilt sogar auch von den großen Bahnbrechern der Geistesgeschichte, sie stehen alle auf den Schultern ihrer Vorgänger. Ein Kolumbus und Kopernikus wäre zwei Jahrhunderte früher noch unmöglich gewesen, als aber die Entwicklung zu einer gewissen Reife gelangt war, wäre es zu ihren Entdeckungen auch ohne sie gekommen, und zwar bald gekommen, die Ansätze dazu

waren bereits vorhanden. Ein Gelehrter, der selbst ein Entdecker war³, hat es bekannt, daß in der steigenden Flut der menschlichen Entwicklung auch die auserwähltesten Geister nicht mehr sind, als eine etwas kräftigere Welle, die den andern vorausseilt, dabei aber die Linie nicht überschreitet, die bald alle erreichen werden. Das gleiche gilt von Kunst und Dichtung: ein Raffael hätte auch nur hundert Jahre früher seine Meisterwerke nicht schaffen können, und was in den Dramen Shakespeares auf Rechnung seines Genies und was auf Rechnung der Umwelt kommt, wird sich schwer trennen lassen.

Auf das Opfer der Selbstherrlichkeit in Demut und Gehorsam ist erst recht das ganze Christentum angelegt. Nicht aus eigener Kraft, so lautet seine Grundlehre, kannst du Erlösung und Heiligung erlangen, sondern nur durch Christus. Ein hartes Wort für den stolzen Menschen! Sich der ewigen Majestät des unendlichen Gottes zu unterwerfen, würde manchen schon leichter fallen, aber der Gedanke, nicht als reichsunmittelbar unter Gott zu stehen, der Vermittlung zu bedürfen, abhängig zu sein von einem, der selber Mensch ist, von einem aus anderer Nation, von einem der bald vor 2000 Jahren lebte! Und ferner die Lehre, daß ohne Gottes Gnade wahre sittliche Güte unmöglich ist! Der Stolz hält es in dieser Hinsicht lieber mit dem Stoiker des Altertums, der die Götter um alles andere bat, nur nicht um sittliche Güte, die er sich selber geben zu können glaubte. Und weiter die Sakramente der Kirche! Zu glauben, daß ein wenig Wasser, über die Stirn gegossen, die Seele heiligen könne, daß ein Stückchen Brot nach der Konsekration durch einen beliebigen Priester eine Nahrung der Seele sei, daß zur Vergebung der Sünden ihre Offenbarung vor einem Menschen erfordert werde, das sind harte Worte für den Hochmut, „wer kann sie hören“? Dazu kommt dann die Unterwerfung des Verstandes unter die Lehren des Glaubens, die Annahme von unbegreiflichen Geheimnissen, wie Dreieinigkeit oder Menschwerdung, und endlich, vielleicht das schwerste von allem: die Unterwerfung unter die Kirche, daß man gläubig annehmen soll, was die Konzilien oder der unfehlbare Papst lehren, daß Fasten oder der Besuch des Gottesdienst pflichtmäßig werde, wenn die Kirche es befiehlt, daß man sich sogar in seiner Lektüre von Index-Vorschriften soll leiten lassen.

³ Der Chemiker J. B. Dumas, Discours et éloges 1, Paris 1885, 10.

Allein gerade die Schwierigkeit, oder sagen wir es in der Sprache des Stolzes, die Ungeheuerlichkeit dieser Forderungen sind ein Beweis, daß sie mit Recht gestellt werden. Demut und Gehorsam ist nun einmal dem unendlichen Gott gegenüber die einzige Stellung, die sich für das Geschöpf geziemt, namentlich da, wo es sich um übernatürliche Güter handelt, die zu erlangen oder auch nur zu erkennen der rein natürlichen Kraft unmöglich ist. Eine Religion, welche die wahre sein will, muß deshalb die Forderung der Demut so betonen wie die katholische Kirche es tut. Nur sie allein wagt es, ähnliche Opfer in solcher Anzahl zu verlangen, und wenn sie das wagt und wenn sie bei Millionen und Millionen Gehorsam findet für ihre Forderungen, so ist das ein Beweis, daß sie selbst wie ihre Anhänger der festen Ueberzeugung leben, daß sie im Namen Gottes befiehlt und seine Autorität im Rücken hat.

Doch Gott hat gesorgt, daß die Härte der Forderungen gemildert wird. Gerade beim Menschen zeigt es sich am klarsten, wie das Gesetz der Unterwerfung als das Gesetz der Erhebung und Veredelung gemeint ist, durch den Gehorsam unter das Höhere wird er teilhaftig aller Schätze, die an sich nur Eigentum dieses Höhern sind. Das gilt nicht nur vom Kind, das sich durch den Gehorsam die Erfahrung des Vaters zunutze macht, nicht nur vom gereiften Mann, der sich eben dadurch Anteil an den Kulturgründen der Menschheit erwirbt. Auch in übernatürlicher Beziehung gibt es ohne Gehorsam keinen Anteil an den Schätzen, die in der Kirche niedergelegt wurden, mit dem Gehorsam aber erhält das treue Kind der Kirche Anteil an dem Reichtum der theologischen Wissenschaft, ohne selbst studiert zu haben, denn sein Beichtvater teilt ihm davon mit, was er gerade braucht. Er erhält Anteil an den Gnaden, die durch die Gemeinschaft der Heiligen auf den einzelnen herabgezogen werden, wird eingepflanzt in den wahren Weinstock Christus, eingefügt seinem mystischen Leib, so daß ein göttliches Leben in ihm zu pulsieren beginnt. Der Gehorsame macht sich sogar die göttliche Eigenschaften selbst zu Nutzen und gewissermaßen zu seinem Eigentum. Oder braucht er sich zu grämen, daß er nicht selbst die Allwissenheit besitzt, wenn die Hand des Allwissenden ihn führt? Braucht er über seine Ohnmacht zu klagen, wenn Gottes Macht sich mit ihm verbindet und ihn als Werkzeug benützt zur Ausführung ihrer Pläne? Betrachte man nur das Leben der großen Heiligen. Sie selber

wußten es vielleicht nicht, daß sie gerade dort ihre Kraft einsetzten, wo es für das Heil der Welt am notwendigsten war. Aber Gott, von dem sie sich leiten ließen, wußte es wohl, und sie wurden zu Wohltätern der Menschen und der Kirche, während neben ihnen große Staatsmänner und Gelehrte sich emsig abmühten an Arbeiten, die sehr bald wie Streu verweht wurden. „Lege deinen Fuß in ihre Fesseln, deinen Hals in ihre Ketten“ sagt Sirach 6, 25, von der Weisheit. Aber so schrecklich das klingt, so wenig schrecklich ist die Absicht Gottes dabei. Denn die Fesseln sollen nach seiner Absicht nur ein fester Schutz sein, also die Freiheit vermitteln und die Ketten sollen sich in ein Ehrengewand verwandeln (ebd. 30). Fesseln werden angekündigt, aber schließlich sind es nicht Ketten von Eisen zur Knechtschaft, sondern von Gold zu Schmuck und Ehre.

Noch mehr als durch alles das hat Gott die Schwierigkeit der Unterwerfung gemildert durch das Beispiel Christi, des menschengewordenen Wortes. Er war der erste der Menschen, von einem Verstand, der alles umfaßte, von den Höhen und Tiefen der Gottheit bis hinab zum letzten Erdenwurm, von einer Heiligkeit, vor der die Seligen des Himmels ihre Kronen niederlegen. Aber all seine Herrlichkeit scheint ihn nur zu freuen, weil er damit dem ewigen Vater ein um so größeres Opfer bringen kann. Wie ergreifend tritt diese Gesinnung seines Herzens in dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17) hervor, mit dem er Abschied von dieser Welt nimmt! Er steht in diesem Augenblick an der Grenzscheide, die sein irdisches Dasein von seinem Leben in der Ewigkeit trennt. Er blickt hinüber und bittet um seine Verherrlichung: „Vater, die Stunde ist da, verherrliche deinen Sohn.“ Aber warum wünscht er die Verherrlichung? „Damit dein Sohn dich verherrliche.“ Es ist so, als hätte die eigene Herrlichkeit im Himmel nur insofern einen Wert für ihn, als sie der Ehre des Vaters dient. An sich selber scheint er gar nicht zu denken; *exinanivit semet ipsum*, sich selbst zu vernichten, sich zu behandeln, als ein Etwas, das der Ehre des Vaters gegenüber gar nicht der Rede wert ist, das ist sein Wunsch und Ehrgeiz auch beim Gedanken an sein Reich in der Ewigkeit. Nicht anders, da er im Augenblick des hohenpriesterlichen Gebetes den Blick zurückwendet auf das vergangene Leben: verherrliche deinen Sohn, „wie du ihm gegeben hast die Herrschaft über alles Fleisch, damit allem, was du ihm gegeben, er das ewige Leben verleihe“. O Demut und Selbst-

losigkeit! Wodurch will er ihnen das Leben geben? Durch seinen Kreuzestod. Soll und will er also Herrscher und König sein nur für andere? Liegt darin sein Herrschertraum, daß er ihnen das Leben gebe, indem er das eigene Selbst in den grausamsten Tod hinopfert? Aber so sind die Gesinnungen des göttlichen Herzens. Er weiß es ja recht wohl, daß der Vater für seine Ehre sorgen wird. Aber nicht das ist es, was beim Ausblick in die Zukunft, beim Rückblick in die Vergangenheit sein Auge fesselt. Die Ehre des Vaters, das Heil der Menschen, das sind die Angelpunkte seines Denkens, das eigene Ich scheint wie ausgelöscht, wie untergehend in der Aufgabe, die der Vater ihm gestellt.

Noch ist heute diese Aufgabe nicht vollendet. Allein Christi Amt als Erlöser und ewiger Priester nimmt in der Ausführung einmal ein Ende, wenn nach dem jüngsten Gericht kein Feind Gottes mehr zu besiegen, kein Sünder mehr zu retten, kein Gerechter mehr zu heiligen ist. Und was werden dann, die ganze Ewigkeit hindurch, die Gesinnungen des göttlichen Herzens sein? Der hl. Paulus sagt es: Nach dem Gericht gibt er die Ausübung seines Königtums dem Vater zurück, das seinen Zweck nunmehr erfüllt hat, er legt die Krone gleichsam zu Füßen des Vaters nieder, gleich als hätte sie nunmehr keinen Wert mehr für ihn. Dann will er selber der menschlichen Natur nach dem Vater unterworfen sein, damit sein einziger Herzenswunsch Ewigkeiten hindurch sich erfülle: *ut sit Deus omnia in omnibus* (1 Cor. 15, 28), daß Gott alles in allen und in allem sei, — der Weltplan, die Veredelung des Niedern jeweils durch das Höhere, hat seine Vollendung gefunden durch eine Art Vergöttlichung.

Oben meinten wir als Wappenbild für den Gehorsam die blühende Rose ausersehen zu wollen. Wählen wir dazu lieber die blutige Rose des Herzens Jesu mit dem Sinnspruch: Gehorsam bis zum Tod, unterworfen dem Vater auch in der Ewigkeit.